

Georgs Stelle vor Gericht erscheinen und sich als Georg Büchner ausgeben, um zu erfahren, was los sei und ob man die Absicht habe, den Vorgeladenen in Haft zu nehmen. Allein der Versuch mißlingt. Der Richter kennt Georg Büchner sehr genau, er kennt die ganze Familie des bekannten Medizinalrates. Wilhelm kann nur irgendwelche Ausreden stottern, und der Richter erklärt, er werde Georg noch zwei Tage Zeit lassen, dann aber müsse er unwiderruflich im Arresthaus zur Vernehmung erscheinen.

Das ist nun ein deutlicher Wink; jetzt ist die Entscheidung nicht einmal mehr um Stunden aufzuschieben. Georg entdeckt sich in seiner Not der Mutter, erhält einiges Geld, um reisen zu können. Der Vater ahnt nichts und darf nichts ahnen. Ein letzter Versuch des Bruders, ihn zurückzuhalten, scheitert, da der Verfolgte allen Vorstellungen gegenüber erklärt, es sei sein Tod, wenn er in Gefangenschaft geriete.

Am 1. März in der Morgenfrühe führt ein Wagen Georg Büchner aus dem Stadttor zu Darmstadt. Die Fahrt geht in Richtung der französischen Grenze, Fahrtziel ist Straßburg. Einen Paß hat der Reisende nicht, aber einige Papiere, und er kann hoffen, daß die französischen Behörden für den politischen Flüchtling Verständnis und freundliche Aufnahme haben werden. Die Flucht gelingt; am 9. März 1835 ist er wieder im Lande des Bürgerkönigs Louis Philippe, an der Grenze in Weißenburg, im Begriffe, nach Straßburg weiterzufahren, wo ihn Braut und Freunde erwarten. Jetzt schreibt er den Eltern, und dieser Brief gab nun endlich auch dem Vater die Erklärung seines Verhaltens in den ganzen letzten Monaten; er zieht die Bilanz des Privatlebens, wie der „Danton“ die Zusammenfassung des politischen Erlebnisses gewesen war. Leben und Freiheit sind gerettet: jetzt muß ein junger Mensch, der auf nichts rechnen darf als sein Talent, seine geistige Kraft, die Stärke seines Willens und Charakters, sich selbst weiterhelfen. So wird der Brief Bilanz und Programm zugleich.

„Nur die dringendsten Gründe konnten mich zwingen, Vaterland und Vaterhaus in der Art zu verlassen. Ich konnte mich unserer politischen Inquisition stellen; von dem Resultat einer Untersuchung hatte ich nichts zu befürchten, aber alles von der Untersuchung selbst... Ich bin überzeugt, daß nach einem Verlaufe von zwei bis drei Jahren meiner Rückkehr nichts mehr im Wege stehen wird. Diese Zeit hätte ich im Falle des Bleibens in einem Kerker in Friedberg gesessen; körperlich und geistig zerrüttet wäre ich dann entlassen worden. Dies stand mir so deutlich vor Augen, dessen war ich so gewiß, daß ich das große Übel einer freiwilligen Verbannung wählte. Jetzt habe ich Hände und Kopf frei... Seit ich über die Grenze bin, habe ich frischen Lebensmut.“

JULIUS MEIER - GRAEFE

1867 geboren, hervorragender Kunsthistoriker und van-Gogh-Kenner, verfaßte zahlreiche Bücher (u. a. „Spanische Reise“ und „Vincent“, die beste van-Gogh-Bio-

graphie). Er starb vor etwa einem Jahrzehnt in Frankreich. Aus einem vor 1933 geschriebenen ESSAY über die Bildhauerin Renée Sintenis hier eine kurze Probe:

Erschreckend, zu denken, das, was man sich im allgemeinen unter Plastik vorstellt: klotzige Fäuste, mannhafte Waden, wulstige Pferdeböcke und der durchbohrende Heroenblick, sei das Gewerbe einer Frau geworden. Diese

ist Künstlerin, weil sie weiblich bleibt, also kindhaft; weil es ihr nicht einfällt, dem Mann in bornierte Intellektualität zu folgen, sondern vorzieht, Kinder in die Welt zu setzen, drollige Wesen, Püppchen, beileibe keine Germania, keine Adam und Eva, noch die lüsterne Glätte finsterner Weiber. Dinger aus dem Spielkasten setzt sie hin, aus demselben Spielkasten, den die großen Chinesen vor Ming zu ihrer Erlustigung aufmachten, der uns allen offensteht, sobald wir vergessen, daß wir Herrscher der Erde sind und jeder mit einer unsichtbaren Krone auf dem Dickkopf herumläuft. Man merkt auf einmal, daß deutsche Plastik lächeln kann. Eine Frau hat kommen müssen, um es zu zeigen. Eine Frau, nichts weiter. Ich weiß nicht viel von ihrem Talent, glaube, jede Frau müßte so oder so ähnlich kleine runde Dinger machen können, die uns anhäufen, mit ungeschickten Ziegenbeinchen, kurios dastehen, wie eben in die Welt gesetzt, mit blinzelnden Bewegungen. Eine geniale Frau? Gleich fröstelt einem der Rücken. Unheilbare Krankheit, eine Art Elephantiasis. Der Witz ist, richtige Frau zu sein, Frau schlechtweg, nicht aus Versehen Frau Soundso; Frau und noch Mädchen zu sein, mit dem Schritt in die Welt nicht gleich in Pflicht, Erfahrung, Abstraktion zu ertrinken, sondern erst recht zu lächeln. Das Lächeln einer Frau — was bleibt uns sonst noch? Wenn alle Männer an schwadronierender Dialektik verblödet sein werden, verspekuliert, verrationalisiert, kann immer noch eine schlanke Eva dem ganzen Mechanismus ein Schnippchen schlagen und zeigen, daß Kunst nicht von Können, sondern von Spielen herkommt. Abgründiger Gedanke! Wir hätten keinen Weltkrieg, wenn er begriffen wäre. Wir hätten keine Militaristen, keine Spartakisten, keinen Kubismus. Wir hätten bessere Tailen und wären, Herrgott im Himmel, weniger borniert.

PETER DE MENDELSSOHN

1908 in München geboren, jetzt Presseberater bei der britischen Kontrollkommission, begründete schon in sehr jungen Jahren seinen literarischen Ruf mit mehreren noch vor 1933 erschienenen Romanen, die mit der Intensität des persönlichen Erlebens die Zeit krisenhafter Entscheidungen festhielten. („Fertig mit Berlin?“ — „Paris über mir“ — „Schmerzliches Arkadien“.) Seine Bücher wurden verbrannt; Mendelssohn emigrierte nach Paris. 1935 ging er nach England. Sein

zuerst in England erschienener Emigrantenroman „ALL THAT MATTERS“, unter dem Titel „Das zweite Leben“ in der Wochenzeitung „sie“ abgedruckt, schildert in einer nicht unbedingt autobiographisch bestimmten Ichform die Schicksale der aus ihrer Heimat vertriebenen und durch die Städte Europas gehetzten Flüchtlinge. Daß selbst die „Lichtstadt“ Paris die meisten dieser unfreiwilligen Gäste auf die Schattenseite verbannte, zeigt der hier folgende kurze Abschnitt:

Mit meinen Zeitungen ging ich über die Terrassen der Cafés. Der Abend war eiskalt, ich hatte den ganzen Tag noch nichts verkauft... Die Terrassen des „Dôme“ und des „Coupole“ waren nur dünn besetzt. Ich ging auf und ab, noch einmal auf und ab und endlich noch ein drittes Mal. Dann versuchte ich es auf der anderen Seite der Straße. Dabei quälte mich ein entsetzlicher Hunger. Ih der „Rotonde“ verkaufte ich endlich zwei Zeitungen und ein Magazin und dann noch ein Magazin im „Napoli“. Nun wollte ich wieder zurück auf den anderen Bürgersteig, um zu sehen, ob sich die Aussichten dort inzwischen gebessert hätten. Am Randstein hielt ich an, um einen